

## TAGUNGEN

### Gespräch oder Gewalt?

#### Eindrücke von den

#### „Rencontres Internationales de Genève“

So heikel es auch sein mag, die Begriffe „Dialogue“ und „Violence“, die mit „Gespräch“ und „Gewalt“ nur annähernd übersetzt werden können, genau zu umschreiben, ist doch der wesentliche Inhalt dieses Gegensatzes leicht zu fassen. Die 18. „Rencontres Internationales“ von Genf hatten sich die Aufgabe gestellt, in Vorträgen und Aussprachen die aktuelle Bedeutung dieser Alternative herauszuarbeiten; in der persönlichen Sphäre zunächst, in der Beziehung zwischen Katholiken und Protestanten, als Gegenstand der soziologischen Untersuchung, im Verhältnis zwischen Unternehmer und Lohnverdiener, in der Spannung zwischen Europa und Afrika und schließlich im West-Ost-Konflikt. Auf allen diesen „Frontabschnitten“ stellt sich die Frage, welche Chance dem Gespräch gegenüber der nackten Gewaltanwendung zuzubilligen ist. Denn es kann sich natürlich nicht darum handeln, einem schönen, aber unverünftigen Wunschdenken zu erliegen, als ob Macht und Machtgegensätze durch erhabene intellektuelle Übungen aus der Welt geschafft

werden könnten. Das Problem besteht vielmehr darin, trotz nüchterner Anerkennung der Gegebenheiten die Voraussetzungen für eine gewaltlose Überwindung von Gegensätzen und Konflikten herauszuarbeiten.

Blickt man auf die menschliche Vergangenheit zurück — ohne auch die Gegenwart zu übersehen —, wird man wohl einräumen müssen, daß Gewalttätigkeit offenbar ebenso zur menschlichen Natur gehört wie die Fähigkeit zur Verständigung. Gäbe es indessen diese letztere nicht, wäre der Mensch schon längst sein eigenes Opfer geworden. Die Fähigkeit zur Verständigung erweist sich somit nicht als „Mangel an Mannhaftigkeit“, wie gewisse romantische Verfechter des Faustrechtes anzunehmen scheinen, sondern als unabdingbare Voraussetzung für das Überleben. Und niemand wird bestreiten können, daß der Spielraum der Gewaltanwendung im Verlaufe der Geschichte allmählich, wenn auch nicht ohne Rückfälle, eingeengt werden konnte, während gleichzeitig die Wirksamkeit der Gewaltmittel ins Unermeßliche gesteigert wurde. Damit wurde die Alternative, vor der die Menschheit steht, in kaum mehr überbietbarer Schärfe sichtbar.

Den „Rencontres Internationales“ darf deshalb das große Verdienst zuerkannt werden, ein Thema zur Diskussion gestellt zu haben, das jedermann zur Stellungnahme zwingt. Weil uns das Leben zur Stellungnahme zwingt. Aber die Antwort auf die Frage „Gespräch oder Gewalt?“ kann nicht in einem Vortrags-

saal, sondern nur durch das Verhalten der Menschen in ihren tausendfältigen Auseinandersetzungen gegeben werden.

### *Einige Voraussetzungen*

Dafür lieferte *Andre Chavanne*, der Vorsteher des Erziehungsdepartementes des Kantons Genf, eine sehr eindrückliche Demonstration mit der Feststellung, daß die Toleranz — als Voraussetzung des Gesprächs — weit mehr erfordert als intellektuelle Einsicht: „Jedermann braucht in seiner Nähe, gewissermaßen greifbar, einen Bösewicht, einen Übeltäter, eine Schöpfung des Schlechten, damit diese als lebendige Entschuldigung für seine eigenen Schwächen, seine eigene Schmach diene. Dieses böse Wesen, dieser Sündenbock, wird so hassenswert, daß man ihn herabwürdigen, ins Gefängnis werfen, ihn wenn möglich töten muß.“ Deshalb kann die Toleranz nie, in keinem Lande, in keiner Gesellschaft als für immer gesichert gelten. „Eine tagtägliche Anstrengung ist notwendig.“

Auf eine zweite Voraussetzung machte Professor *Victor Martin* von der Universität Genf aufmerksam, der in der dogmatischen Geisteshaltung den größten Feind des Gesprächs erkennt. Sie zeige sich in passiver, unbewußter und unüberlegter, aber deshalb nicht minder gefährlicher Form in den Vorurteilen, „von denen unser Geist durch die Tradition, den Einfluß der Umgebung und der Erziehung geprägt wurde“. Werden diese Vorurteile in Zweifel gezogen, fühlen wir uns zutiefst verletzt und beunruhigt. Diese Form des unbewußten Dogmatismus sei außerordentlich weit verbreitet und bremse nachhaltig die Anpassung der Gesellschaft an die von der Geschichte herbeigeführten Veränderungen. Viele von uns „leben gefühlsmäßig und, um nicht mehr zu sagen, geistig in der Zeit der Postkutsche, das heißt in einer künstlichen Atmosphäre, die nicht diejenige ist, die uns heute tatsächlich umgibt, und daraus erwachsen unangenehme Spannungen, besonders in einer Zeit wie der unsrigen, wo sich unter unseren Augen die Veränderungen aller Art mit solch schwindelerregender Schnelligkeit vollziehen, daß das Heute schon nicht mehr dem Gestern gleicht.“ Es überrascht natürlich nicht, daß sich Professor Martin mit noch größerer Leidenschaft gegen die bewußten Dogmatismen wandte, die nichts anderes als nicht zum Ausbruch gekommene Gewalt sind.

Diese beiden Voraussetzungen zum Gespräch — der Verzicht darauf, andere herabzusetzen, um dank diesem Trick unsere „Überlegenheit“ zur Geltung zu bringen und das ständige Bemühen, sich von dogmatischen Ablagerungen zu reinigen — vermitteln eine Vorstellung von der Schwierigkeit des wirklichen Dialogs; gleichzeitig sind sie aber auch der

vielleicht einzige Maßstab, an dem Fortschritt oder Rückschritt abgelesen werden können.

### *Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten*

Es genügt, an die unzähligen Opfer zu denken, die den Kampf zwischen Katholiken und Protestanten einst mit ihrem Leben bezahlen mußten, um die ungeheure Wandlung mitzuempfinden, die im Verhältnis der beiden christlichen Bekenntnisse eingetreten ist und nun bereits sichtbar einer Verständigung entgegenstrebt. Pater *Congar* für die Katholiken und der in der Bundesrepublik weiten Kreisen bekannte lutheranische Pastor *Kloppenborg* konnten am gleichen Abend und mit teilweise sehr ähnlichen Überlegungen bezeugen, daß sich heute Katholiken und Protestanten näherstehen denn je. Beide Seiten anerkennen das Anderssein des Partners als Voraussetzung für das Gespräch, das Jahrhunderte der Gewalt abgelöst hat.

Ohne uns in die theologischen Betrachtungen vertiefen zu wollen, denen sich beide Seiten mit Eifer hingeben, um den nach wie vor unangetasteten respektiven Wahrheitsanspruch mit dem Erfordernis faktischer Toleranz vereinbaren zu können, darf festgehalten werden, daß die Annäherungsbestrebungen innerhalb der christlichen Familie glücklicherweise nicht durch verstärkte Feindseligkeit gegenüber den nicht-christlichen Religionen kompensiert werden. Im Gegenteil ist zu beobachten, daß auch an dieser „Front“, die in der Vergangenheit beispiellose Gewaltakte zu verzeichnen hatte, eine Art wohlwollenden Waffenstillstandes eingetreten ist, auch wenn das eigentliche Gespräch noch kaum begonnen hat. Doch das erste Wort zu diesem Dialog wurde bereits von Papst *Johannes XXIII.* gesprochen. Der Anfang ist gemacht.

Die Bilanz scheint eindeutig zu sein: Auf religiösem Gebiet, wo die Gewalt einst die alles beherrschende Regel war, wurde sie schlimmstenfalls zur Ausnahme, wodurch das Gelände für das Gespräch freigelegt wurde.

Einem Außenstehenden drängt sich indes die sicher nicht boshaft gemeinte Feststellung auf, daß beide Gesprächspartner zu erstaunlichen Verrenkungen gezwungen sind, um Feuer und Wasser zu mischen: nämlich einerseits am angeblich unantastbaren Dogma festzuhalten, das seinem Wesen nach die Wahrheit für diese, beziehungsweise die andere Seite restlos monopolisiert, andererseits aber aus diesem gleichen Dogma die Rechtfertigung für die Anerkennung des Andersseins des Partner-Gegners und damit der Toleranz zu schöpfen, wodurch de facto eben der Monopolanspruch preisgegeben wird. So scheint es wenigstens dem ungebildeten Laien.

Der Theologe hingegen entdeckt plötzlich, daß das Dogma nur einen Teil der Nächstenliebe mit Beschlag belegte, so daß auf dem noch übriggebliebenen Stückchen Nächstenliebe — gewissermaßen im dogmatischen Niemandsland — die Begegnungen mit dem Partner ohne Gefahr für die eigene Seele bewerkstelligt werden können. Nun, die Hauptsache ist, daß die Annäherung stattfindet, obwohl man sich fragen könnte, warum das Niemandsland der Nächstenliebe erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entdeckt wurde. Sicher ist, daß keine noch so kluge Geistesakrobatik auf die Dauer eine fortschreitende Relativierung des Wahrheitsanspruches der verschiedenen christlichen Bekenntnisse verhindern kann.

### *Wohin gehen wir?*

Für viele stellte der explosive, temperamentvolle Generaldirektor der schweizerischen Post-, Telefon- und Telegrafverwaltung, *Charles-Frederic Ducommun*, eine erfrischende Überraschung dar. Solange es noch solche Chefbeamte gibt, ist das Vaterland nicht verloren, ist doch für ihn nicht die Ruhe, sondern die Unruhe des Bürgers erste Pflicht: kritische Auseinandersetzung mit seinen Lebensbedingungen, der gesellschaftlichen Ordnung und Zielsetzung.

Die Beziehungen zwischen den hauptsächlichen Sozialpartnern, zwischen Unternehmern und Lohnverdienern, waren Gegenstand der Betrachtungen von Generaldirektor Ducommun. Als Demokratie und Land des Arbeitsfriedens kann sich die Schweiz rühmen, in ihren sozialen Auseinandersetzungen die Gewalt durch das Gespräch, das im feinmaschigen Netz der Kollektivverträge seinen Niederschlag gefunden hat, weitgehend ersetzt zu haben. Aber im Wirtschaftsleben wird die Kluft zwischen der Beschlußfassung und der Ausführung immer breiter. Die moderne Technik trägt eher noch zur Verschärfung dieses Gegensatzes bei, beraubt sie doch die Arbeit der meisten ihres schöpferischen Charakters.

Ducommun hält es für ausgeschlossen, durch Ausgestaltung der Freizeit einen Ersatz für die fehlende Befriedigung durch die Arbeit zu schaffen. Die einzige Lösung besteht darin, der an sich öden Arbeit des einzelnen durch einen volkswirtschaftlichen Rahmenplan (man höre und staune!), an dessen Ausarbeitung alle sozialen Schichten zu beteiligen wären, wenigstens einen Sinn zu geben und dadurch auch die Voraussetzung für ein ständiges Gespräch zwischen den Sozialpartnern zu schaffen.

Die Anonymität des Kapitals, mit dessen besoldeten Vertretern — aber nicht Besitzern! — die Vertreter der Lohnverdiener in der

Regel zu verhandeln haben, entzieht einem vernünftigen Dialog auf die Dauer die Grundlage. Die Arbeiter spüren, daß nicht ihr Gesprächspartner die für das wirtschaftliche Geschehen wirklich wesentlichen Entscheidungen zu treffen hat. Eine für sie unfaßbare Macht, die niemandem verantwortlich ist, steht im Hintergrund. Ducommun will nicht die Kapitalistenklasse unterdrücken, aber sie im Interesse aller Glieder der Sozialordnung „disziplinieren“.

Seit den dreißiger Jahren bezweifeln die Lohnverdiener — stärker in den Nachbarländern als in der Schweiz — die Führerfähigkeit der sogenannten „Eliten“. „Und tatsächlich“, rief der PTT-Generaldirektor aus, „wissen wir denn, wohin wir gehen?“ *Wir haben aus unserem materiellen Egoismus ein Dogma gemacht.* Es ist notwendig, daß wir uns über das Ziel unseres gesellschaftlichen Lebens klarwerden. Wir brauchen einen gemeinsamen Lebensstil, eine neue Ethik. Die individuelle Verantwortungslosigkeit muß der tatsächlichen Mitverantwortung aller Platz machen, die erst dem Gespräch zwischen den einzelnen Gliedern der Gemeinschaft seinen ganzen Sinn gibt. Um den Weg dahin freizulegen, müssen auch tiefverwurzelte Dogmen und Doktrinen in Frage gestellt werden.

Das sind in den Augen von CH.-F. Ducommun die Voraussetzungen für ein sinnvolles Gespräch zwischen denjenigen, die über die wirtschaftliche Macht gebieten, und den vielen anderen, die ihr als Ausführende unterworfen sind.

### *Hat das Gespräch mit Afrika schon begonnen?*

Der 40jährige Universitätsprofessor *Ki-Zerbo* aus Überevolta untersuchte die Frage, ob das Verhältnis zwischen Afrika und Europa, das während Jahrhunderten durch brutalste Gewaltanwendung gekennzeichnet war, nun in die Phase des Gesprächs eingetreten sei. Er verstand es meisterhaft, seinem überwiegend weißen Publikum die Unaufrichtigkeit der Weißen entgegenzuhalten, ohne aber zu verletzen. Der schwarze Humanist vermochte in einem so hohen Maße zu überzeugen, daß ihm eine spontane Ovation für seine beschämende Belehrung dankte. Selbst der französische Botschafter, der mit unbeweglicher Miene in vorderster Reihe dem schwarzen Urteil über fünf Jahrhunderte weißer Unmenschlichkeit lauschte, erhob sich impulsiv, um dem Nachkommen der in alle Richtungen verschleppten Sklaven zu danken.

Nein, Afrika macht durch den Mund Ki-Zerbos nicht uns dafür verantwortlich, was unsere Vorfahren seinem Volke angetan haben. Aber er erinnert daran, daß die europäisch-afrikanischen Beziehungen nicht erst

## TAGUNGEN

mit dem erlösenden „Afrika-Jahr“ 1960 begannen, als viele Gebiete zu mehr oder weniger unabhängigen Staaten wurden. Afrika lernte die Weißen im 15. Jahrhundert kennen, die gekommen waren, um auf das schwarze Elfenbein Jagd zu machen. Europäische Forscher schätzen die Zahl schwarzer Sklaven, die während der folgenden Jahrhunderte ihren Familien und Gemeinwesen entrisen wurden, auf 50 bis 100 Millionen.

Ki-Zerbo weist darauf hin, daß Europa und Nordamerika ihre Industrialisierung, die den Weißen heute eine so überwältigende materielle, aber nicht unbedingt moralische Überlegenheit sichert, zum Teil einerseits den schwarzen Arbeitstieren, andererseits dann später den Bodenschätzen des afrikanischen Kontinents verdanken. Der Preis, den Afrika dafür bezahlte, bestand nicht nur in unbeschreiblichem Leiden, sondern auch im Bruch seiner eigenen Entwicklung. Die heutige Rückständigkeit Afrikas, über die nicht wenige höhnisch lachen, ist nicht das Ergebnis angeborener „Primitivität“, sondern die unvermeidliche Folge einer jahrhundertelangen, christlich verbrämten Genozid-Politik.

Diese schwere Hypothek der Vergangenheit muß zumindest zur Kenntnis genommen werden, wenn die heutige Begegnung mit Afrika nicht in einer Kette tragischer und schließlich gewaltsamer Mißverständnisse enden soll. Bei aller Anerkennung für die seit 1960 eingetretenen Änderungen in den Beziehungen zwischen Europa und Afrika kann dieser Kontinent nicht anders, als in den Fällen Portugal und Südafrika direkte oder indirekte Manifestationen der alten europäischen Vorherrschaft zu erblicken. Europa muß sich entscheiden, ob es sich gegenüber Afrika endgültig von der Gewalt, die auch die Form wirtschaftlicher und kultureller Bevormundung annehmen kann, lossagen will und sich damit zum Gespräch bereifindet, das nur zwischen Gleichberechtigten möglich ist.

Trotz einer Flut von Worten hat das europäisch-afrikanische Gespräch noch kaum begonnen, da weder Revolver noch Scheckbuch vertrauenerweckende Argumente sind.

#### *Gespräche diesseits der Mauer*

Dem italienischen kommunistischen Senator *Umberto Terracini* fiel es nicht schwer, sich in Genf einen Applaus zu holen, der ihm in Peking versagt gewesen wäre. Zahlreich mögen jene Zuhörer gewesen sein, die mit nachsichtigem Lächeln die zu gut bekannten dogmatischen Erläuterungen über die kriegerische Natur des Kapitalismus und das friedliche Wesen des Sozialismus (der für *Terracini* natürlich mit der sowjetischen Politik identisch ist) über sich ergehen ließen, um dann mit Anerkennung von der ebenfalls be-

reits zum voraus bekannten Schlußfolgerung Kenntnis zu nehmen, wonach in der heutigen Lage der Krieg nicht unvermeidlich ist. Denn ein dritter Weltkrieg käme „der Vernichtung der ganzen Menschheit, wenigstens aber der Zivilisation gleich“, erklärte *Terracini* in deutlichem Unterschied zu seinem Genossen *Mao*.

Versteckt in seiner Darlegung über die Voraussetzungen und den Sinn der friedlichen Koexistenz fand sich auch ein kleiner Satz über die Notwendigkeit des *freien demokratischen Spiels der Einrichtungen und Meinungen* im innenpolitischen Leben. Handelt es sich hierbei um eine taktisch bedingte Konzession oder um eine zusätzliche revisionistische Ketzerei, der man insbesondere jenseits der Mauer in Berlin weite Verbreitung wünschen möchte? Doch damit wird die Fragwürdigkeit des Gesprächs mit den Kommunisten angedeutet, solange eine doppelte Moral ihnen gestattet, das Unrecht der anderen bloßzulegen, die eigenen Untaten aber in den Rang einer Heilsbotschaft zu erheben.

Zweifellos gehört *Terracini* zu den wendigsten Theoretikern, über die der westliche Kommunismus noch verfügt. Aber auch ihm ist es nicht gelungen, ein Dilemma zu überwinden, das darin besteht, einerseits die alte Dogmatik zu verteidigen und andererseits den heutigen Realitäten Rechnung zu tragen, die nun einmal mit den klassischen Schemata nicht mehr vereinbar sind. Diese fundamentale Schwierigkeit gewinnt natürlich vor dem Hintergrund des sowjetisch-chinesischen Zerwürfnisses eine besondere Bedeutung: Sie sichert *Mao Tse-tung* den immensen psychologischen Vorteil der orthodoxen Rechtsgläubigkeit, welcher *Chruschtschow* nichts entgegensetzen kann, solange er den alten Krepel nicht kurzerhand auf den Abfallhaufen werfen kann, ohne dadurch selbst den Mythos zu zerstören, auf dem seine Macht eben immer noch beruht. Umgekehrt aber genießt *Chruschtschow* gegenüber *Mao* den Vorteil, sich mit der Wirklichkeit allmählich auf einen weniger gespannten Fuß gestellt zu haben. Dieser Widerspruch fand in *Terracini* ein ferne und mit professoraler Beredsamkeit gedämpftes Echo.

Trotz der Zweideutigkeit, die dem Ausflug auf das Gebiet der west-östlichen Beziehungen noch anhaftet, sind damit die „*Rencontres Internationales*“ in jenen Bereich vorgestoßen, wo Gespräch oder Gewalt über die Weiterexistenz der Menschheit entscheidet. In dieser reichlich widersprüchlichen Übergangsphase liegt die richtige Antwort vielleicht aber nicht im Entweder-Oder, sondern in der viel schwierigeren Kunst, dem Gespräch vermehrt Geltung zu verschaffen, ohne deshalb der Gewalt zu weichen.

*Bruno Kuster, Genf*